

Liebesbriefe.

Stimme von Frau.

Oberleutnant von Barnelew war in das Lazarett bei Spawle mit einem schweren Kopfschlag eingeliefert worden, der die Schraube seiner Augen lähmte. Dort lag er nun schon eine Woche, ohne daß sich sein Befinden besserte. Die Ärzte bemühten sich in aufopfernder Weise um ihn, und Schwester Helene, der gute Engel des Lazarets, ein Mädchen von dreißig Jahren, hatte bald gemerkt, daß es nicht allein körperliches Leiden war, das die tiefen Schmerzensfalten in sein Gesicht grub.

Als einige Tage nach seiner Einlieferung Post ankam und an die Verwundeten verteilt wurde, da flatterte ein sehnlichstvolles Hoffen in seinem Gesicht auf, um, als er leer ausging, traurig zu verabschieden. Einmal Tages versuchte sie, ihn zu fragen. In der heimlichen Absicht, der betreffenden Persönlichkeit zu schreiben, wie es um den Kranken stand, daß wenig Hoffnung war, ihn am Leben zu erhalten, und daß alles geschehen müßte, um seine letzten Tage zu vergolden. Aber bei ihrem ersten vorsichtig tastenden Worten schlössen sich seine Lippen, ein Ausdruck der Zurückweisung schlich sich über das ganze Gesicht, so daß die Schwester errötend schwieg und ihr eigenes Bestimmen als ungeheuerliche Indiscretion empfand.

Doch eines Tages tat Schwester Helene etwas, was ihr, der strengen, terzterten Pflegerin, niemand zugestanden hätte, sie durchschaute die Briefschloß des Oberleutnants, um irgend einen Hinweis zu bekommen. Ein Brieffragment — eine Adresse — und wirklich, verdorren in einer Falte fand sich ein Bild. Es war eine Amateurphotographie, in sonnigem Frühling, auf blütenübersäter Wiese aufgenommen. Ein junges, blondes Mädchen im weißen Kleid stand zwischen zwei Offizieren, der eine war der Oberleutnant von Barnelew, der andere ein junger frischer Bursch mit einem hübschen, nichtsfagenden Gesicht. Darunter stand: „Der sacrum“ und drei Namen: „Gertrude von Schott — Achim Barnelew — Luz Wornhagen.“

„Neu-Dresden im Frühling 1914.“ Unter dem Frauenamen aber stand ganz klein und winzig mit Bleistift geschrieben: „mein?“

Sinnend sah die Schwester auf das kleine Bildchen nieder, das blonde Kind und der wund, halb dem Tode verfallene Mann, wie schlecht stimmte das zusammen! Aber sie konnte es begreifen, daß sein Verlangen dieses Stückchen Lebensfrühling umspielte.

Am nächsten Tage trat Schwester Helene morgens an das Bett des Oberleutnants. Er lag apathisch da und bewegte sich nicht, trotzdem er die Umrisse ihrer Gestalt zu erkennen vermochte.

„Post, Herr Oberleutnant... eine Ansichtskarte!“ sagte sie leise, sich zu ihm herabbeugend. Wie ein Blitz lief es über sein Gesicht. Hoffnung und Angst vor der Enttäuschung.

„Ich kann ja nicht lesen, Schwester... Sagen Sie mir nur, von wem... von wem.“

Und wenn es ihr Leben gelöst hätte, sie wäre nicht imstande gewesen, den gleichgültigen Namen, der da unten stand, auszusprechen und das Gesicht in der alten Qual erlösen zu sehen.

„Es ist ein wenig undeutlich,“ begann sie zögernd, „aber ich glaube, es heißt... Gertrude Schott... ober Schott.“

„Gertrude!“ Ein Jubellaut entrang sich den Lippen. „Gertrude!“ Sie schreibt mir, sie hat mich nicht vergessen. Ich habe ihr unrecht getan, weil ich keine Antwort auf alle meine Briefe bekam. Gertrude! Und was, was schreibt sie?“

Schwester Helene stotterte dem Atem. Ein ungeschicktes Wort konnte alles verderben, sie wußte ja nicht, was halten sie sich Du gesagt, oder verkehrten sie noch förmlich miteinander?

„Die Schrift liest sich so schlecht,“ sagte sie zögernd, „aber ich glaube, es heißt: Lieber Achim... ich denke unferes letzten Zusammenlebens... und war.“

„All die Dual vergebens,“ murmelte er und zog die schmutzige, abgegriffene Karte, die von einem Regimentskameraden aus dem Westen herüber, an die Lippen. „Und ich habe sie beschuldigt, ich habe geglaubt, sie liebt den dummen Jungen, den Luz... Ach, Schwester, lassen Sie mich zu Ihnen sprechen, Sie sind ein Mensch, und Sie sind jung, das fühle ich an Ihren weichen, schlanken Händen, Sie werden verstehen, daß ich sprechen muß, wie ich bis jetzt schwieg.“

„Ich habe Gertrude von Schott geliebt, seit sie ein kleines Mädchen war, ich spielte mit dem Gedanken, sie mir zu holen, wenn sie 18 Jahre alt sein würde... und sie war lieb und herzlich zu mir, sie mußte ja fühlen, wie sie meine Leidenschaft umarmte. Als der Krieg ausbrach, waren wir auf dem Gute ihrer Eltern zusammen, und es widerstrebte mir, sie an mich zu binden, der ins Ungewisse hinauszog. Aber am Abend, bevor ich sie verließ, da sagte ich ihr: Wenn

Der Vater als Erzieher der Tochter.

Es wird in unserer Zeit zu wenig in Rechnung gestellt, wie groß der Einfluß des Vaters auf die Tochter in erzieherischer Weise ist, besser gesagt: sein könnte.

Die Mutter, und immer wieder die Mutter, steht heute im Vordergrund des Interesses. Das mütterliche Element soll allem zugute kommen, dem ganzen Staatswesen, so verlangt man, und tut dies ganz gewiß mit Recht. Diese Mädchen aber, deren mütterliches Wesen der Welt zugute kommen soll, wenn sie nicht einen Mangel in ihrem Wesen aufzuzeigen sollen. So wie der Sohn sich gern an die Mutter schmiegt, lehnt das Mädchen sich an den Vater.

Darum ist es doppelt zu bedauern, daß eine Generation von jungen Leuten aufwächst, die blasiert, müde, die Sorgen scheut die ein Familienvater auf sich nehmer muß.

Ein Frauenpaar solch einen Familienhaushalten an, wenn er an eine Familiengründung denkt. Und wenn er schließlich vor irgend einem Mädchen „geheiratet“ wurde, dann reichen seine Kräfte gerade aus, die notwendigen Mittel zu beschaffen, um die gesteigerten Ansprüche des Lebens zu befriedigen.

Aber es ist nicht das Ideal, nicht das vollkommene Glück, das solch einer Familie würde, wenn der Vater nur der Lastträger ist, der müde, allzu müde, am Abend sich hinter seiner Zeitung verbirgt oder im Klub Erholung sucht.

Die Väter sollen einmal mit eben der Eindringlichkeit die Geltendmachung des „männlichen Elements“ verlangen, wenn es sich um Erziehungsfragen handelt. Nicht deshalb, weil sie den Frauen etwas an Zeugnis fließen wollten, oder weil wir das „mütterliche“ gering werten, sondern weil es nötig ist, daß in ein Mädchenleben sehr früh die männliche Härte der natürlichen Weichheit entgegengestellt wird.

Es wird viele Frauen geben, die sich mit heilem Dank eines lieben Vaters erinnern, der oft bester Verständnis für ihr Kinderleid hatte, als die nicht mütterliche Mutter. Und mit allen Mängeln wird es umgekehrt das gleiche sein. Sie werden bei ihrer Mutter das innigere Verstehen gefunden haben.

Der Weltkummut sagt nicht zu Unrecht, daß Mädchen, die dem Vater gleichen, zu besonderem Glück aussergehen sind — ebenso wie Knaben, die ihren Müttern ähnlich leben. Eine alte indische Sage erzählt, daß die Seelen der Menschen viele Erdentriebe durchmachen, ehe sie in die ewige Welt eingehen, die schließlich „nichts“ genannt wird, und daß die Seelen einmal ein männliches Kind, das andere Mal eine weibliche (Persona) tragen. Der Sinn ist leicht zu begreifen. Alles Einseitige ist verwerflich, das Leben ist auf Mannigfaltigkeit der Formen aufgebaut. Tüchtige Väter — das väterliche Element ist ebenso nötig wie das mütterliche. Jenes härtet ab, das andere ist mild und weich wie Sonnenschein im Mai. Beides muß vorhanden sein, wenn im Jahreszeiten Frühling reifen sollen.

Tauchboot für Muschelfischer.

Verschiedene amerikanische Erfindungen haben in neuester Zeit Einrichtungen ausgestellt, um das Unterseeboot auch für friedliche Zwecke dienstbar zu machen. So hat einer auch ein Tauchboot in einer Weise umkonstruiert, daß es dazu benutzt werden könne, Küstern und andere ebore Schalltüte aus der See massenhaft und ohne die Mühe einzubringen.

Das Boot ist mit einem Lagerungsapparat, einem Reden und einem mit Wasser versehenen Sad ausgerüstet. Es taucht bis auf den Boden; und die Küstern — wenn es auf solche abgesehen ist — werden durch eine besondere Vorrichtung von den Bänken weggerissen, eingehemst, auch selbstständig gewonnen und schließlich durch Röhren in den Kargo-Raum des Bootes hinein geschossen.

Der ganze Prozeß wird mit dem Einbeinigen eines Feldes Getreide, Schwaden für Schwaden, verglichen. Die ganze Sache klingt recht amerikanisch und nimmt sich auf dem Papier auch ganz annehmbar aus. So es sind sogar schon mehrere, verschiedeneartig eingerichtete Modelle solcher Tauchboote hergestellt worden, und eines sollte man verfußweise in Tätigkeit. Man würde aber da so gleich auf einen unangenehmen Uebelstand aufmerksam: nämlich auf die dringende Gefahr, daß das Boot-Zubehör auch diese Küstern, sowie auch weisichalige Venusmuscheln zerdrückt und tötet!

Doch soll die Erfindung noch weitere Verbesserungen erfahren, und man hofft, daß durch dieselben jener Uebelstand ausgeglichen wird, und das ganze präziser arbeitet.

Ein Gemütsmenschen.

„Sonderbar, ich verpüre heute einen solchen Arbeitsdrang, wenn ich nicht wüßte, daß der Bureauchef verreist ist, ich glaube, ich würde wirklich imstande zu arbeiten. Na, lassen wir's noch mal!“

Friseur der alten Römerinnen.

Die Toilette einer Römerin von Stände war ein gar ernsthaftes Ding, und es ist oft beschrieben worden, wie es dabei zugeht und welchen Mißhandlungen die bedienenden Sklavinnen durch eine launische, unbarmherzige Herrin ausgeführt waren. Selbstverständlich war mit der wichtigste Teil der Toilette die Friseur, und dank sehr gelehrter Forschungen, ist man in der Lage, genau Aufschluß darüber geben zu können, wie sich die Römerinnen frisierten. In den älteren Zeiten Roms machte man wenig Umstände. Die gewöhnlichste Haartracht bestand in einem bloßen Aufrollen der zusammengeflochtenen Haare, die von der Mitte der Stirn in einer Art von Wulst um den Kopf herumliehen und mit einem schmalen Band zusammengehalten wurden. Später teilten verheiratete Frauen es in schlichte Flechten, während junge Mädchen es gelockt trugen. Der Frauenhaarband war doppelt so breit wie das der Unverheirateten und von weißer Farbe, nur ehrbare weibliche Personen durften es tragen. Später kamen unzählige Arten von Haartrachten auf, und der Dichter Ovid, der darüber in seinem Buche „Die Kunst der Liebe“ spricht, zählt wenigstens acht auf. Dabei gibt er auch Ratsschläge. Damen mit länglichem Gesicht empfiehlt er, das Haar über der Stirn frei zu lassen und oberhalb der Stirn eine kleine Schleife anzubinden. Ziemlich hieken unter den verschiedenen Haartrachten, die nach einem zeitgenössischen Ausbrude so zahlreich waren, wie Eichen am Eschbaum, die zwei Grundarten erhalten. Entweder Locken, die das Brenneisen geschaffen hatte und durch ein Band von dem übrigen glatt getämmten Haar getrennt waren, oder Zöpfe, die in die Ründe gewunden waren a la Ruffe und mit einer Nadel festgehalten wurden. Manche Damen freilich mischten Locken und Flechten, und das einfache weiche Band von ehedem wurde bald reich geschmückt und mit Perlen verziert.

Eine elegante Römerin hatte mindestens sechs Personen zur Herstellung ihrer Frisur nötig. Wir werden durchaus nicht von jenen leichtlebigen Persönchen, die ihr Haar bald gelb, bald rot, bald blau färbten, oder sich Goldstaub oder pulverisierten Kapselzuckel hineinstreuten, sondern von Damen der Gesellschaft. Auch sie färbten das schwarze Haar, und zwar rot.

Zunächst wurde das Haar gründlich gewaschen, an der Sonne getrocknet und gelockt. Dazu diente ein kleines rundes Eisen mit einem Griff. Nun wurde der ganze Haarwulst in eine Haube gewickelt. Das heißt, offen und ehrlich gesagt, ganz genau weiß man nicht, was man sich unter dieser „calantica“ vorzustellen hat. Vielleicht war es gar keine Haube, sondern ein Schleier, vielleicht sogar eine Blase. Waren nun die Mädchen mit dem Brenneisen fertig, so wurde das Haar von ihnen und anderen mit einer parfümierten Salbe oder sonstigen Flüssigkeiten bespritzt, freilich in einer uns sehr unappetitlich erscheinenden Weise.

Die Sklavinnen nahen die Masse in den Mund und ließ sie in einem feinen Staubregen auf das Haar der Herrin niederpröhlen.

Nun war das Haar hübsch rot, und jetzt kam eine Sklavin an die Reihe, welche das Haar in Flechten legte und daraus eine Art Schleife, die von der Stirn rebele, oder Nest machte. Dieses Nest wurde kunstvoll von einer Nadel zusammengehalten, der berühmte Kunstfriseur Windelmann nennt es Nest, wir sagen wohl heutzutage auch Knoten, aber das erste Wort ist älter und hübscher. Mit den Haarnadeln wurde gewolligter Luxus getrieben, sie waren oft aus Edelmetall gearbeitet und mit Edelsteinen geschmückt. Die Köpfe waren mitunter prächtige Kunstwerke. Uebrigens waren sie sehr lang. Eine Nadel mußte den ganzen Knoten festhalten, und wenn sie an ihren Platz gebracht war, dann kam die eigentliche Friseurin, eine Künstlerin, die mindestens drei Monate lang einen Kursus in ihrer Kunst genommen haben mußte, und legte der Herrin den Nimbus an. Wir verstehen heutzutage unter Nimbus den heiligen Schein, damals aber bedeutete es eine Binde oder ein um die Stirn gelegtes Diadem. Er hatte den Zweck, die Stirn niedriger erscheinen zu lassen, und stammte wahrscheinlich aus Aegypten. Gewöhnlich bestand er aus einer Goldplatte, die mit einem um den Kopf gelegten Ketten festgehalten wurde.

— Unbewusste Selbstkritik! A. Dem Schutze muß es doch sehr schlecht gehen!

Wer ist „gebildet“?

Wer erhebt heutzutage nicht Anspruch darauf, sich „gebildet“ nennen zu dürfen? „Bildung“ ist eine der Schlagwörter unserer Zeit geworden, das die verschiedensten Parteien und Bestrebungen auf ihre Fahnen schreiben. Der Aufgabe, Bildung ins Volk zu tragen, wendet sich die Fürsorge der Besten und Geistesgenossen zu, und das zutage tretende Streben, Bildung zu gewinnen, verfährt auf der anderen Seite mit manchen sonst ungerechtfertigt erscheinenden Ansprüchen der unteren Klassen.

Wenn nur der Begriff von dem, was Bildung ist, nicht gar so sehr verwehrt wäre in den Köpfen! Die meisten halten Wissen an sich schon für Bildung; wer viel lernt, wird gebildet, und wer wenig lernt, oder nur ganz lächerliche Kenntnisse gewinnt, hält sich wenigstens selbst dafür. Andere, denen die Erkenntnis dämmert, daß Bildung auch etwas mit dem ganzen Wesen und Sein des Menschen zu tun habe, sehen wieder ab vom Wissen und suchen das Gebildete im Benehmen. Und doch — wie jemand mit reichem Wissen ein ungebildeter Mensch sein kann, so kann es ein anderer erst recht sein mit den feinsten Lebensformen. Denn wahre Bildung ist etwas Volles und Ganzes, nimmermehr etwas Einseitiges; der wahrhaft gebildete Mensch ist durch fremde oder eigene Erziehung, durch Wissen und Können, durch äußere und innere Einflüsse an Geist, Gemüt und Charakter zu einem Wesen gestaltet, das man in gewisser Weise ein lebendiges Kunstwerk nennen kann. Ein Kunstwerk, das nie ganz vollendet ist, an dem vielmehr in fortwährender Arbeit beständig weitergeschafft werden muß.

Darum ist der gelehrte Mensch noch lange nicht der gebildetste. Es kann jemand auf einem Gebiete eine Autorität sein und nach anderen Seiten hin völlige Unbildung besitzen. Und es kann ein anderer alle Vorzüge und sowohl der Geistesbildung als auch der von wahrer Bildung weit entfernt sein. Solche Menschen sind durch ihre Bildung keine Kunstwerke geworden, weil ihnen die Harmonie der einzelnen Teile fehlt.

Den Vergleich des Gebildeten mit einem lebendigen Kunstwerk festhalten, verstehen wir am besten, wie die Bildung bei den einzelnen sehr verschieden sein kann. Wie es ganz seltene Kunstwerke gibt, die doch ein in sich vollendetes, harmonisch gestaltetes Ganze bilden, so dürfen wir manchmal einen gebildeten Menschen nennen, dessen Wissen nicht weitreichend ist. Reicht es für den Kreis völlig aus, in dem er steht, beherrscht es diesen auf fester und sicherer Grundlage, so genügt es, seinem Träger den Stempel der Bildung aufzudrücken. Und andererseits gibt es hervorragende Menschen, deren Bildung ein großartiges Kunstwerk ist, das seinen Einfluß auf weite Kreise ausübt.

Wenn nun der Erziehung vor allem die Aufgabe zufällt, das grobe Werk der Bildung des jungen Geschlechts zu beginnen, an dem das Leben später fortarbeiten soll, so darf sie das Allumfassende derselben nicht aus den Augen lassen. Es gilt, den ganzen Menschen zu bilden, nicht nur diese oder jene Seite allein! Und es gilt, jedem Menschentum die Bildung einzupflanzen, die seiner Eigenart entspricht, denn nur so kann sie weisenschaftlich sich entwickeln. Nur so bleibt sie fern von jenem Zerbrochen, das so oft Bildung heißt und das doch nichts weiter ist als der hohle, glänzende Schein, der täuschende Firnis, der die Unbildung des ganzen Menschen deckt.

Unter Vater auf Urlaub.

(Klassenauflauf von Friedrich Hellhoff.) Gleich nach Weihnachten kam unser Vater auf Urlaub. Wie dessen Hosen und Rock aber schmutzig und zerissen waren! Wenn ich so ausgehen hätte, dann hätte es gleich Drehscheibe, er hat aber keine getrieget. Reiner wollte abends bei ihm schlafen, von wegen die Bienen. Morgens haben wir ihn unter der Bettstelle gefunden, er ist im Traum in seinen Unterschlupf getreten. Als morgens die Wächter klingelte, ist er blühend hoch gefahren und hat sofort nach seiner Pflanz gelangt. Wir sind schnell unter das Dedbett getrocknet, er hat nämlich gedacht, die Ruffen wären da. Zu Mittag hat er die ganze Schüssel voll Kohlrüben ausgegessen. Wenn es Pudding gewesen wäre, hätten wir uns geärgert, so aber nicht. Als wir noch beim Mittagessen saßen, fing Frau Müller, die über uns wohnt, an zu nagen mit ihrer Wächterin. Vater legte schnell den Köffel weg, rief: „Achtung, Flieger!“ und kroch blitzschnell unter den Tisch. Wir Kinder alle mit! Das hat aber Spaß gemacht.

Nach meiner letzten Zensur hat er gar nicht gefragt, welches mir sehr angenehm war.

Für die Küche.

Kleine Käse-Pasteten. — Am besten geraten diese Pasteten von mürbem Teig, wenn sie in kleinen blechernen Formen gebacken werden, so daß man erst einen Boden von Teig einlegt, dann das Füllchen darauf bringt, dies mit einem anderen Boden bedeckt und festdrückt. Die Füllung bereitet man von recht feinem gehacktem Kalbfleisch, Kalbsbraten oder gebacktem Schinken, gibt ein paar Küffel geriebenen Parmesan, sowie einen Teelöffel Maggi-Würze, 1 ganzes Ei, etwas Gewürz und das nötige Salz dazu. In die Formen gefüllt, werden die Pasteten zu hübscher goldbrauner Farbe gebacken.

Kaffee-Auflauf mit Kaffeebohnen. 1 1/2-2 Pfund geschälte, gelochte, von der Haut befreite Stangenbohnen werden durch eine Presse gedrückt. Dann rührt man 3 Unzen Butter im Kaffee, gibt 5 ungen Zucker, etwas Milch, ein Eidotter, etwas Mehl, 1/4 Pint hartem Kaffeeaufguss, 1-2 Küffel Milch und den Einweizsauce dazu, füllt die Masse in eine mit Butter ausgestrichene feuerfeste Form oder Schüssel und läßt den Auflauf 40-45 Minuten kochen. Wenn man will, kann man an Stelle des Eies Rum dazu geben.

Eierkuchen von Walzmehl. Vier Eigelbe werden mit Wasser, eine Prise Salz und Zucker nach Geschmack verquirlt, 2 Unzen Walzmehl noch und nach daruntergemischt und die ganze Masse gut verarbeitet. Schließlich gießt man den steifen Schnee der Eigelbe darunter und bäckt nach Belieben kleine oder größere Eierkuchen in steigender Butter oder Fett. Auch zu Gebäck oder kleinen Kuchen läßt sich das Walzmehl gut benutzen, jedoch nur in Verbindung mit 75 bis 85 Prozent Weizenmehl.

Noten-Ruben. Zehn Pfund rote Ruben werden mit einer Würste gereinigt, so vorsichtig, daß die Haut nicht verletzt und das Wurzelende nicht abgetrennt wird, weil sie sonst im Kochwasser hell werden. Dann werden die Ruben vorsichtig in todesendes Wasser gelegt und weich gekocht. Danach legt man sie kurze Zeit in kaltes Wasser, damit sich die Haut leicht abstreifen läßt. Nun schneidet man die Ruben gleich in die vorbereiteten Steinguttopf und streut nach Gutdünken eine Schicht Unze gehackten Kümmel und einen Teelöffel in Würfel geschnittene Meerrettich dazwischen. Ein Achtel Quart Essig, drei Achtel Quart Wasser, eine Drittel Unze Zucker, eine Schachtel Unze Salz werden aufgetocht und nach dem Erkalten über die Ruben gegossen, die man etwas beschleiert, damit sie unter dem Saft bleiben. Der Topf wird mit Pergamentpapier geschlossen.

Kalte Speise von Schwarzbrot. Geriebene, altbackene Schwarzbrot wird leicht in Butter geröstet, dann mit Wein durchfeuchtet, nebst Zucker, einigen gestochenen Nellen, etwas Zimmt, auch Kardamon, leicht aufgetocht. Dann vom Feuer gezogen, auf jeden Suppenteller Brot, 2-4 Eidotter und mit gutdurchwürfelm, mit Vanille gewürztem Eierkuchen bedeckt. Im Dien feil geordnet, garniert man die Speisen mit Eingemachtem. Bereitet man die Speise ohne Früchte und gibt sie warm, so reicht man eine Sotoladensauce dazu; kalt und hübsch verzehrt, dient sie statt Torle.

Kartoffelkuchen dienen hauptsächlich zur Herstellung von Suppen in Verbindung mit etwas Fett. Sie finden aber auch sehr gute Verwendung zu Gemüsen, die man mit Kartoffeln zusammen kocht, z. B. Mohrrüben, Bohnen u. s. w. Auch zum Verbinden von Suppen sind sie vorzüglich zu gebrauchen.

Rüffe und Graupen. Gut ausgequollene Graupen werden gründlich gewaschen (durch ein grobgezieses Sieb der Fleischmaschine zerhacken) mit Pfeffer, einem Teelöffel Honig, einer Prise Salz, einem Stückchen Zitronenschale kurz durchgekocht. Man kann ein ganzes Pfund Rüffe auf 1/4 Pfund Graupen rechnen. Die Speise schmeckt mit geschmortem Obst ausgezeichnet und ist ein sättigender Nachtisch für Kinder.

Rouladen von gehacktem Rindfleisch. Das gehackte Rindfleisch wird gepfeffert, gesalzen und gut vermischt, dann hieraus Rouladen geformt, jede derselben mit einem Streifen Sardelle, Speck, etwas Zitronenschale und einer Scheibe Zwiebel belegt, dann übereinander geschlagen und in steigender Butter auf beiden Seiten gebraten. Sind sie braun, so wird das nötige Wasser nebst ein wenig Fleischextrakt dazu gegeben, gut aufgekocht, die Sauce mit gebräuntem Mehl sämig gemacht und zuletzt noch etwas Zitronensaft hinzugegeben. — Gerührter oder Salzkartoffel sind hierzu sehr zu empfehlen.

Aprilsensuppe. 1/4 Pfd. getrocknete Aprisolen, die man tags zuvor eingeweicht hat, läßt man reich kochen, rührt sie durch einen Sieb, verlängert sie je nach Bedarf, gibt Zucker dazu, seht sie mit Sago noch einmal auf's Feuer und läßt die Suppe kochen, bis der Sago plattig geworden ist.

Ein Epiturret. „Männchen, ist die Luft hier nicht entzückt?“ „Ganz geist! Es riecht so wunderbar nach — Schweinebraten.“